

Nebrauer Anzeiger

Politische Silbestergedanken.

Wie der Kaufmann das Ende des Jahres benutz, um die Bilanz seiner Geschäfte aufzustellen, und aus den errechneten Zahlen sowie aus den konjunkturrellen Erfahrungen einerseits das Fazit des verfloßenen Jahres zieht, andererseits seine Erwartungen und vielleicht Hoffnungen für das kommende Jahr aufstellt, so pflegen wir auch auf anderen Gebieten das Jahresende zu benutzen, um Bilanz zu ziehen. Es gibt eine Reihe solcher halb mitfüßlich, halb in Anerkennung an gegebene Ereignisse eingeleiteter Gürtel des Daseins, die das Ziehen von Resultaten begünstigen, das Aufstellen von Ausblicken erzeugen. Und merkwürdig: Trotz der unendlichen Wiederkehr des ewig Gleichen, trotz aller Enttäuschungen und zerstörten Illusionen, immer wieder seht im Menschen die Hoffnung auf. Immer wieder wird die Depression überwunden, immer wieder kommt das befreiende „Ja, es wird schon werden!“ Wie das Ideal unmöglich wäre ohne eine ewige Metamorphose — schon ein Wechsel des Ideals liegt über dem, das es nicht erreicht ist, kaum erreichbar scheint, und ist es einmal erreicht, so wird eben ein neues Etwas an seine Stelle treten müssen, da der Begriff des Ideals sich wieder erfüllt — so gehört die Hoffnung zum Weitergang des Lebens, so ist sie unentbehrlich für alles menschliche Schaffen und Wirken.

Sind auch die Hoffnungen, mit denen wir in das verfloßene Jahr hineingegangen sind, bei weitem nicht zur Wirklichkeit geworden, ja, sind die meisten von ihnen zu schanden gegangen, mit neuem Stoff müssen wir in das kommende Jahr hineingehen, wenn anders der Zweck des Daseins sich bewahren und erfrischendes Leben in der neuen Zeit sich entwickeln soll.

Zeit im Spätherbst des Jahres 1918 nach vierjährigem blutigen Ringen die Waffen niedergelegt worden waren, ist allseits in den letzten Jahren die Erkenntnis zum Durchbruch gekommen, daß die Umwälzung, die mit dem Beginn des Weltkrieges eingeleitet hat, mit dem Abschluß der Kämpfe auf den Schlachtfeldern nicht ihr Ende gefunden hat. Die Zeit, in der wir leben, gehört zu jener wenigen Epochen der Weltgeschichte, die man als revolutionäre Zeiten im weitesten Sinn bezeichnen kann. Wir kennen solche Zeiten in der Geschichte aus der Epoche der Schöpfung des Christentums und des Untergangs der Welt des Altertums. Wir kennen sie aus der napoleonischen Epoche. Und so schwer derartige Zeitläufe auch waren durch das unglückliche Leid, das sie für Jahrzehnte über die Menschheit zu bringen pflegten, ihr Fazit war immer ein bedeutender Fortschritt auf dem Gebiete des menschlichen Geistes. Welches hute die unerhörten Geburtswehen, in denen der Welt sich in diesen Jahren wiederum windet, dereinst zu was fördern wird: es liegt nicht im Bereiche des menschlichen Durchschnittsverständnisses, es vorauszusagen. Aber die Lehre von der Zweckmäßigkeit des Geschicks, die Lehre, daß eine höhere, zum Weiten aller allerer Zeit die Geschichte der Menschheit leitet, die ihre, die sie die großen Schöpfer aller Zeiten heute noch uns die Kraft geben, auch ohne die Hilfe des Schöpfers zu tun, auszuhalten und, wenn die lebende Materie zu sein, aus der das glückliche Geschick der Zukunft hervorgehen wird.

Es heißt nicht, daß wir nun mit der ergebenen Haltung Orientalen uns in das „Risiko!“ zu fügen, ohnehine Initiative hinzunehmen haben, was uns uns hereinbringt. Gewiß, das Karma, das Geschicklich jedes einzelnen von uns wie das der Nation wird sich erfüllen! Dem Menschen aber der Verstand gegeben, um im Bereiche seines Könnens mitzuwirken an der Entwicklung, um jeden an seinem Plage, den Teil der Allzeit, den er verkörpert, in die Magische zu werfen für das allgemeine Wohl. Deshalb können und müssen wir ja hoffen, deshalb bedeutet jeder Beginn eines neuen Jahres für uns einen Augenblick der Selbstreinigung, der Entzehr und des Erwachens zu neuem Lebenemut.

Für uns Deutsche insbesondere wird es an der Schwelle des neuen Jahres heißen, zu erkennen, daß die Zeiten vorbei sein müssen, in denen wir jerrissen von inneren Kämpfen, erdrückt von einer Welt von Gegnern, die Grenzen des Weltgeschehens allzu eng um unser eigenes Leid fühlten. Für uns wird der Augenblick gekommen sein, uns darauf zu bestimmen, daß jenseits des deutschen Lebens, jenseits der deutschen Grenzen die großen Weiten einer ganzen Welt liegen, die sich auf neue deutsche Tatkraft und deut-

lichem Unternehmungsgeliste öffnen müssen. Wir werden uns darauf zu bestimmen haben, daß, nachdem die gerechte Rehabilitierung des deutschen Lebens in der verfloßenen Spanne Zeit um ein Beträchtliches vorwärts geschritten ist, noch ein übriges zu tun bleibt, um dem traditionellen Humanismus und Idealismus deutscher Geseftesart wieder den Platz zu schaffen, der ihnen gebührt. Nicht nur durch die Verhältnisse, auch durch uns selbst in den letzten Jahren eingesperrt in der Enge eines alteuropäischen Daseins, werden wir durch die Worte des neuen Jahres wieder auszuziehen haben auf die Gefilde der Weltpolitik im weitesten Sinne, der Weltgestaltung mit all ihrem Glanz und all ihrer Verantwortung.

So wird sich in jedem von uns als Einzelreuter und als Glied der Nation, der festeren Sinne des alten Bundesvolles vollziehen: Proßt Neujahr! Das neue Jahr, es nütze euch!

Zur Jahreswende

Wie heimlicher Weise ein Engellein leise mit rosigen Füßen die Erde betritt, so nahle der Morgen Juchzet ihm, ihr frommen, ein heilig Willkommen, ein heilig Willkommen! Herz, juchsete du mit! In ihm sei's begonnen, der Monde und Sonnen an blauen Gezeiten des Himmels bewegt. Du, Vater, Du rate! Leuk, Du und wende! Herr, Dir in die Hände sei Anhang und Ende, sei alles geleht!

Im nächsten Gotteshaus.

Von Hans Götgen.

Hochob liegt der Schnee auf den Straßen des Dorfes. Wandelnde Lichter, von denen ein zuckendes Leuchten über die graue weiße Fläche hingehet, streben der kleinen Kirche zu, die bedächtig und in sich versunken am Wege steht.

Schwer steigen die Menschen, eingehüllt in Mäntel und Ueber, durch den trüblichen Schnee und treten ein in das niedrige Gotteshaus über dessen Pforte. Anno domini 1467? so lesen siecht. Menschen der ichtigen Menschen übertriebt ein seltsames, fast heiliges Gefühl bei dem Gedanken, daß dieses stille Haus schon bald ein halbes Jahrtausend Menschen kommen und gehen soll, daß die Urwörter mit längst vergessenen und vermoderten Trachten durch diese Tür gingen und pläuslich zum Alter emporkamen.

Die Kirche ist in ein trauliches Licht gehüllt. Da und dort sind Kerzen auf die vom Sturm zerfressenen Bänke gestellt. Nielehaft verzerrt, phantastisch verzerrt fallen die Schatten an die Wände und auf den fliesenbelegten Boden.

Aber vom Altar erhebt sich die Kanzel. Leise klinkant die Treppe, die der alte Pfarzer emporsteigt. Als er oben steht und die mächtige Pfeiler aufschlägt, ragt sein Haupt fast bis zum First des Gotteshauses empor.

Er spricht das Wort des Tages, spricht von Leid und Sorgen, die das verfloßene Jahr gebracht, erzählt aber auch von den stillen Blumen, die am Wege eines jeden stehen an denen die meisten blind vorübersehen. Segen und Güte den kommenden Wenden erfleht sein Mund.

Stark und fröhlich, ungeleht, wie ein frohger Baum, strebt der Gesang der Männer und Frauen zum First empor, von wo das Auge Gottes ruhig und stet heraberblickt.

Gottsal! Ein Schritt zur Ewigkeit

Sie abermals vollendet.

Zu Dir im Fortgang dieser Zeit

Mein Herz sich hehlich wendet ...

Langsam verhallt der letzte Ton. Wie von unsichtbaren Händen aufgehoben, öffnet sich die Tür weit. Bedachtlich scheiten die Menschen hinaus.

Das erste Juden des neuen Tages leuchtet am östlichen Himmel auf.

Allerlei vom Jahreswechsel.

Von

Dr. Augusta von Dörken.

Ein Weiser hat gelagt, Hoffnung ist der Schlepptrommer des Lebens. Es ist wahr, mag es dem Menschen noch so schlecht gehen, immer wieder „hofft“ er, und dieses Gefühl treibt ihn vorwärts.

Es gibt Tage im Menschenleben, die ganz besonders dazu geeignet sind, dem Schicksal Fragen und Wünsche zuzulegen. Einer dieser geheimnisvollen Tage, wo der Überglaube blüht, wo uralte Gebrauche wieder lebendig werden, ist der Tag der Winterintentionen, die Silbestergedanken, in der das alte und das neue Jahr sich die Hand reichen.

Was tut der Mensch nicht alles, um den unüberdringlichen Schleier der Zukunft zu lüften! Man sieht mit geschlossenen Augen mit einem Meier in die Bibel oder in das Gelangbuch, und deutet sich aus dem getroffenen Spruch sein Schicksal, man wirft seine Schuhe über den Kopf und erklärt auf ihrer Stellung, ob man nun hinfahren mag oder nicht. Man schwärmt aber haben es die herabstürzenden Mädchen: Sie müssen Viel gesehen, mit verbundenen Augen herumlaufen und allerlei Spitzelgehören aufhören. Ein gewillenshelter Hausvater muß unbedingt in dieser Nacht aus irgendeinem Kramen Wasser holen, wenn er es nicht tut, darf er sich nicht wundern, wenn Krankheit und Unglück bei ihm eintreten. Wer ganz besonders heiligt ist, der erlöst bei dieser Gelegenheit drei geheimnisvolle Gestalten. Es sind die Nornen, die Schicksalsgöttinnen der Germanen, sie wandern von Brunnen zu Brunnen und schöpfen Wasser, um die Weltgeschichte, den alten Lebensbaum des Nordens, zu befruchten, damit er wächst und gedeiht.

Wer Geld verdienen möchte (wer möchte das heute nicht?), der nehme eine lothbarige Katze stede sie in einen Sad und binde dielen mit neunundneunzig Knoten zusammen. Dann trage man dielen Sad dreimal um eine Kirche, wobei man jedesmal an die Worten klopf, beim dritten mal wird der Teufel herausgehoben, man verbeuge sich höflich und frage ihn, ob er vielleicht einen Haken tunen wolle? Der Teufel lagt immer ja (in diesem Falle) und bezahlt bat mit einem Goldstück! Man beile sie, so schnell als möglich, nach Hause zu kommen, denn wenn der Teufel die neunundneunzig Knoten aufgemacht hat und den Betrag merkt, dann verschwindet das Goldstück auf räthelhafte Weise; erst in dem heiligen Schutze des Herdes ist man sicher, es nicht zu verlieren!

Mit dem Glodenschlage Mitternadt verchiedmet all dieler bunte Spul, und das „neue Jahr“ tritt nästern und fallt auf den Plan: ein Buch mit sieben Siegeln. Wälet der Wind von Osten, gibt es viel Döl, von Süden viel Kern, von Westen viel Milch, von Norden Sturm und Kälte. Damit hat es seine prophetischen Kräfte erhöhrt, der Mensch lese zu, wie er weiter kommt.

Und nun beginnt das Wänschen! Die Gille, zum neuen Jahr Geschenke und gute Wünsche den Nachbarn ins Haus zu tragen, ist uralte. Schon die Gräber der Pyramiden enthielten Embleme des Jahreswechsels. Man fand blaue, elstere Kältschalen mit der Aufschrift „die Blume erstleht sich und hehe ein neues Jahr!“

Bei den Römern gestaltete sich das Neujahrswunsch im Anschluß an die Saturnalien zu wahren Orgien, man gedachte, tanzte und massierte sich. Den ganzen Tag empfing der Kaiser seine ergebenen Untertanen, die ihm als Zeichen ihrer Treue lothbare Geschenke darbringen mußten, eine Belohnung, die derartig ausartete, daß sie schließlich verboten wurde. Berechtigt lichte man die Zeiten wieder heraufzuwachen, wo das einzige Geschenk Früchte und Zweige des Delbannes waren, die man im heiligen Haine der Strenia, der Göttin der Gesundheit, gebrochen hatte.

Es ist amüsan, an den Neujahrstorten der Kulturwelt die Stillegeheite zu verfolgen, da gibt es zarte Kupfer und Goldschmucke aus der Zeit der Gotik und Renaissance, dolunimnd Wünsche des Verlor, wo die ganze Zeitgeschichte dargestellt ist. Krieg, Weltkriege und was der schönste Dinge in dielen vielen Jahrhunderten mehr sind. Mit dem anmutigen Aesthetismus erhebt der Neujahrswunsch voll an gemehmer Zukunftsbildung. Ein trauliches Neujahrswunsch stellt das Schlaraffenland dar: Berge von Silber und Gold, Seen aus Milch und Honig, Säune, an denen selber wachen. Seine Glanzzeit aber erlebte die Neujahrswunsch, als Friederichsmann und Frau ihr kleines, behedendes Leben trifteten. Die mirablen Verhältnisse trieben die Wünsche ins Gigantische, was hatte man von seinem kümmerlichen Dasein, wenn man sich nicht in das Reich der Fantasie begibt?

Der große Adolf Menzel zeichnete in den dreißiger Jahren allerlei lattrische Wunschfischen, mit denen jeder Stand sich verulken ließ. Auch auf die peinlichen Begleiterscheinungen des Jahreswechsels wurde da hingewiesen. Zwei elegante Damen luden das entfliehende Jahr, das mit silbernen Füßen ihren Händen entfliehen will, festzuhalten. „Zieh deine Schwingen wieder ein“, jammern sie, „und lag uns nicht in solcher Pein. Wer soll bezahlen un're Noten, wenn du dich hebelst zu den Loten?“ Ein ganzliche konfunktierter Stinger ließ hilflos dancben.

Warum 1929.

Zur Geschichte unserer Zeitrechnung. — Dionysius, der Geirige. — Das Jahr 1.

Die Weisheit, daß auf das Jahr 1928 das Jahr 1929 folgen müsse, liegt denal genug, aber hinter ihr steht die wichtiger und bedeutendere Frage, wann und woher eines Tages die Idee aufgetaucht ist, das Jahr der Geburt Christi als das Jahr 1 zu bezeichnen. Es ist selbstverständlich, daß nach Christi Geburt erst ein langer Zeitabschnitt verfließen mußte, ehe man sich darüber klar sein konnte, nach ungeheurer weltgeschichtlicher Bedeutung jene nächste Geburt im Sinne zu bezeichnen. Die latätsche beehrte es eines halben Jahrtausends, um die volle Bedeutung dieses Ereignisses zu erkennen und die Chronik der Weltgeschichte danach einzurichten. Die weltgeschichtliche Tat unternahm der römische Rösch Dionysius, mit dem Beinamen Erigius, d. h. der Geirige, ein Beinamen, den sich Dionysius aus christlicher Demut selbst begelegt hatte. Man weiß wenig, fast nichts Genaues von ihm. Entgegenmaßen steht nur, daß er um die Zeit, die später nach dem von ihm aufgestellten Zeitrechnungssystem als das Jahr 500 u. Chr. bezeichnet wurde, nach Rom kam, wo



er bis zum Ende seiner Tage blieb, angesehen und geehrt wegen seiner Frömmigkeit sowohl wie wegen seiner Gelehrsamkeit.

Dieser Dionysius unternahm es im Jahre 532 n. Chr., die Daten des Osterfestes auf 95 Jahre im voraus zu berechnen. Er wählte als Grundlage für seine Berechnungen das bis dahin übliche alexandrinisch-ägyptische System, nahm aber als Ausgangspunkt nicht, wie es gewöhnlich bis dahin üblich gewesen war, das Jahr des Regierungsantritts des Kaisers Diokletian (284 n. Chr.), sondern die Geburt Christi. Diese Neuerung verleiht dem Unternehmen des Mönches Dionysius keine weltgeschichtliche Bedeutung, wenigstens nicht über die Möglichkeit seiner Annahme freieren kann. Auf jeden Fall lebte er das 754. Jahr nach der Gründung der Stadt Rom als das Jahr der Geburt Christi, als das neue Jahr 1 an, wodurch er der Weltgeschichte die tiefsteinschneidende Spur gab, die sie überhaupt aufweist.

Dionysius begründete seine Neuerung in einem uns erhalten gebliebenen Brief. Die Erwägungen, die ihn geleitet hatten, waren rein religiöser Natur gewesen. Sie führten ihn her vor allem aus der Abneigung und dem Widerwillen gegen die Verhien des Kaisers Diokletian, der einer Aera den Namen gegeben hatte mit der sich die Erinnerung an die letzten und schmerzlichen Christenverfolgungen vor der kaiserlichen Anerkennung des Christentums durch Konstantin den Großen verknüpfte. So verfiel man, daß Dionysius kein bedeutendes Unternehmen nicht mit einem Mann in Verbindung bringen wollte, der ein Tyrann im juristischen Sinne des Wortes gewesen war, und daß er es vorzog, „nach der Fleischwerdung unseres Herrn Jesu Christi den Verlauf der Jahre zu bezeichnen damit der Uebersetzung anderer Soffnungen uns bekannter werde und der Grund des menschlichen Heiles, das ist das Verden unseres Erlösers, deutlicher aufleuchtet.“ Die Tatsache, daß Dionysius mit der Verlesung in das 754. Jahr nach der Gründung der Stadt Rom das Geburtsjahr Christi etwas zu spät ansetzte, änderte nichts daran, daß er mit seiner Tat der Schöpfer der christlichen, der sogenannten linearen Zeitrechnung wurde, einer Zeitrechnung, die heute nicht nur für die gesamte Christenheit der Erde, sondern für die Menschheit überhaupt die einzige gültige Zeitrechnung darstellt.

Chrysanthemum zu Silvester.

Die steilen kühlen Chrysanthemem,
Leile umhaucht von herbem Ruch,
Sind für des Jahres Abschiednehmen
Ein farbiger Silvestertruch.

Der Blütenblätter ungelobares
Schmales vereintes Kräufler spricht
Uns als Wunder und als wahres
Wissendes Blumenangeßicht.

Das flüßter: Cure Sommer starben,
Wir blühen ohne ihr Geheiß
Zartfäls, gelb und kupferfarben
Und wie ein Schmettag blendend weiß.



Grüß Gott, tritt ein, bring Glück herein!

Die Karpfenschuppen.

Von
Thea Schneider.
Karpfenschuppen sollen bekanntlich Glück bringen. Man muß sie zu diesem Zweck in die Brieftasche tun und immer bei sich tragen.
Es kommt wohl im Leben alles darauf an, von welchem Standpunkt aus man die Dinge betrachtet. Wir haben sie kein Glück gebracht.

Zum Weihnachtsfest bekam ich eine Brieftasche, Schneiderleber, mit einem dicken Silberknopf, den ich der Witte ein kleiner Saphir schmückte. Sie war so schön, daß ich mir vornahm, sie gar nicht zu benutzen. Aber Geld legte ich hinein und zum Neujahrstarpfen viele Schuppen; denn viele, sagte ich mir, bringen dich Glück.
Ich ging ins Kaffeehaus und bezahlte — aus der alten Brieftasche, die zwar ein wenig abgetrieben war, aber immer noch ihren Zweck erfüllen würde. Einwärts belagte ich auch. Es war überall Inventarverkauf. Man muß die gute Laune der Geschäftsinhaber wahrnehmen, die zu dieser Zeit ihre Ware fast verschonken, wie man es deutlich auf den großen Plakaten lesen kann.

Dann ging ich zu meiner besten Freundin. Ich hatte dort noch eine kleine Schuld zu bezahlen. Eigentlich hätte dies keine tolle Idee gehabt. Aber Freundinnen sind ja bekanntlich immer nettlich. Und so nahm ich mir vor, diese Schuld aus dem neuen Brieftasche zu begleichen.

Die empfing mich recht freundlich und zeigte mir mit größter Umständlichkeit alle ihre Weihnachtsgeschenke. Darunter einen Tupper, von dem ich mich bestimmt bejammerte, daß sie ihn schon einmal im November angehabt hatte. Ich bewunderte natürlich alles gebührend. So ganz nebenbei fiel mir dann plötzlich ein, daß ich ja noch Schulden habe, und ich öffnete meine Tasche, um zu verrechnen.

Ein Sylvesterschertz
VON Eilfriede Neuhaus

Doktor Dagobert Sachs hatte sich mit Marta, seiner Braut, angesetzt, und selbst das schmachthafte Feiendeuseil hatte es nicht zu einer Veröhnung kommen lassen. Selbst seinen besten Freund Otto, der ihn verwundert im Park getroffen und ihn geneht hatte: „Alter Freund, seit wann unwillkürlich du das Zeug zu einem Einwickler —“ hatte er unwillig abgeköpft. Und nun lag er am Silvesterabend in einem Zimmer am Schreibtisch, neben sich das Telefon, bereit, bei einem Ruf zu einem Kranken sofort aufzubrechen. Müde und verlorst war sein Bild. In einem Buch lesend, hand er plötzlich voller Unruhe auf, füllte sich ein Glas mit Wein, trank es in einem Zuge bis zur Neige.

Wieder ließ er sich in den Schreibtischstuhl fallen, und wieder um sich abzulenken, blätterte er in dem Buch. Seine Augenlider beganen zu zucken, nur mit Mühe vermochte er sie offen zu halten. Da rief er sich die Stirn, rämpfte die Hände ineinander, erhob sich und wanderte unruhig über den dicken Teppich, der seine Schritte dämpfte, auf und ab, auf und ab. Die hohe Wanduhr schlug — er mochte sich die Ohren zuhalten und hätte doch lieberbald jeden einzelnen Schlag — neun — zehn — elf — — — Elf Uhr!

Immer weiter, immer weiter schritt er, und der Teppich nahm seine Unruhe still in sich auf. Das Ticken der Uhr, das langsame Vordröckeln des großen Zehlers, lustige Stimmen, die durch Witen und Spalten der oberen Stockwerke drangen — alles, alles störte ihn, machte ihm seine Einamkeit küßbarer.

Wieder ließ er sich an den Schreibtisch, preßte die Fingerg gegen die Augen.
Auf dem Tisch des Buchlattes lag er lebenswahr Marta, wie es einmal, am Kachelofen hockend, das Gesicht in den Händen vergraben — sie weinte — —
Das Klingeln des Telefons schreie ihn auf — die Zeichnung in dem Buch war ausgeblüht — seine Sinne hatten ihn genarrt.

Er nahm den Hörer in die Hand — sicher wurde er zu einem Kranken gerufen — er war wieder ganz was.
„Dagobert — Dagobert!“

Wie ein Hauch verlang die Stimme — das war Marias Stimme gewesen!

„Marta — Marta!“ rief er voll freudiger Erregung zurück, „bit du da?“

Keine Antwort.

Noch lauschte er. Als alles still blieb, legte er den Hörer hin und sprach laut, wie erfüllt von aller Qual und allem Leid: „Marta — ich komme!“

Bevor er das Haus verließ, rief er die Klinkel an und hinterließ, daß er für die nächste Zeit unter der Telefonnummer 789 des gleichen Amtes zu erreichen sei.

Auf die Uhr schauend gedachte er, daß es inzwischen zehn vor zwölf Uhr geworden war. So hieß es sich beeilen,



„Alter Freund! — seit wann umwickelst du das Zeug zu einem Einwickler“

wollte er noch zurecht kommen. An der Straßenecke nahm er ein Auto. Vor dem hellgelblichen Hause, das im Mondenschein dalag, stieg er aus, reichte dem Führer hastig einen Schein, blinnte empor — aus den Fenstern strahlte helles Licht.



Die Tür war offen — mit einem atmolosen Satz hürrte er nach oben.
Auf sein Klingelzeichen öffnete das Hausmädchen und ließ ihn losgehen ein.

Widert mir wie es war eine Weile in seinem Buch auf dem Schreibtisch gelehrt hatte — Marta lag einiam am grünen Kachelofen.
Nagelübende Freude im Gesicht, erhob sie sich und kam ihm mit ausgespreizten Sünden entgegen.

Und voller Glück zog er sie in seine Arme, ihr ins Ohr flüßend: „Neh gehst du auf, immer zu mir — nie wieder werde ich dich erörtern —
Immer nach dem Ausdruck der Ueberzeugung in ihren beflämenden Augen, wie in einem Traum war ihr zumute und weich voller Liebe sprach sie: „So bist du doch gekommen, mein Dagobert!“

Er ließ sich an ihrer Seite nieder und erzählte ihr, was alles es in den langen Stunden vor zwölf erlebt hatte. Als er denn auch von ihrem Ruf durchs Telefon sprach, sah sie ihn an — aber sie lächelte mehr als er innig hinauf: „Nur du, geliebte Marta, konntest du liebevoll meinen Namen ansprechen —“

Von einem nahen Kirchturm tönten zwölf Schläge durch die Nacht. Glöden flangen, Kacheln klirren in die Luft, ein Meer von aufkommenden Sternen bedeckte den Himmel.

Fenster und Türen öffneten sich, Lärm auf den Str, und alles überdante der Ruf:
Proßt Neujahr!

Dagobert und Marta hielten sich küßend umfangen. In selb Augen — — — — —
wurden laut gratulierten und wünschlichen ein froh beginnendes neues Jahr. Das als erhielt keinen Abschied, es hatte sich nicht in allen Dingen, bewährt.

Das Hausmädchen brachte Wein und blühende Gläser. Bald herrschte eine feuchtfröhliche Stimmung unter glücklichen Menschen.

Otto und Mimi waren es gewesen, die so plötzlich und unvorbereitet erschienen waren. Die Schmeiervagen Mimis rührten mit Wohlgefallen auf dem jungen Brautpaar. In einem unbedachten Augenblick küßte sie ihrem geliebten Otto zu, ihm das Kästel, über das es schon die ganze Zeit nachgrübelte lösend: „Das ist mein Wert!“ —
Frägend, frägend blinnte er sie an. Sie aber legte den Finger auf den Mund: „Sil — bitte!“

Auf dem Heimweg verriet sie ihm, daß sie Dagobert kurz vor zwölf angerufen und gütlich seine Namen geküßert habe.

„Ein famoler Silvesterchertz!“ — Und Ott gab seiner Mimi auf der Straße einen herzhafsten Kuß.



Neujahrswünsche

a) Männlich.
Ich werde mich, wenn ich zum Stataabend gese, ungel, er zumalmehmen und jedesmal bestimm noch vor, er Polzeiltunde nach Hause kommen.

Ich werde jeden Tag drei Zigaretten weniger rauche, damit ich meine Frau den Kirmantepich und das Kran jentlich aus prima Crepe de Chine anziehen kann.

Ich werde die Zigarettenalke immer nur in den dazu gehörigen Alkenderer werlen und die Schaale, wenn sie nah sind, schon gleich im Korridor ausziehen.

Ich werde niemals mehr beschnapen, daß wolsene Strümpfe verunreinigt sind als leidene, und werde mir auch die allergrößte Mühe geben, mich ganz außergewöhnlich für die Wunder des Puppenkitts zu interessieren.

Ich werde niemals mehr einen Teil meines Gehalts heimlich für mich behalten und werde auch niemals mehr mit der Unschickheit arbeiten, daß die Steuerabzüge schon wieder größer geworden sind.

b) Weiblich.
Ich werde vom Wirtschaftsgeld niemals mehr als ein halbes Dutzend Wädelchenhandbühn und niemals mehr als drei Meter Bequardrücken anschaffen.

Ich werde nicht mehr jeden Tag eine andere Krantheit haben, sondern nur mehr meinen fünf geübten Sinnen Glauben schenken.

Ich werde im neuen Jahre mehr Zeit auf meinen Haushalt verwenden und nicht mehr den halben Tag an die Beschäftigung der Warenhauskaufleute hängen.

Ich werde von den fünf Modeljournalen die vier überflüssigen abstellen und mir dafür eine Anleitung anschaffen: „Wie lerne ich richtig kochen“ — — —
Karl Schneider.



Das Leben im Wort

Nr. 53



Unterhaltungsbeilage



1928

„Fremdes Blut“

Novelle von Hans Walther

(Nachdruck verboten)

Man erinnerte sich noch sehr genau des Tanzes, den ihre Mutter damals auf dem Markte gezeigt. Man hatte noch den dumpfen Ton des Tamburins und den hellen, fast klirrenden der Triangel im Ohr, und dann — nie vergessen, von keinem der Nahestehenden —, war der schrille Schrei, den die Zigeunerin ausgestoßen, als ein Mann plötzlich den Kreis der Umstehenden durchbrach, die Tanzende an sich riß und küßte.

Viel Aufregung gab es dann in der Stadt, als Steffen die Zigeunerin bei der Abreise ihrer Truppe nicht herausgab. Noch mehr steigerte sie sich, als nach einigen Wochen im Aushängelaften des Standesamtes unter den aufgebotenen Paaren auch Steffen Wander und Maya Trapel zu lesen waren. Schlemmigt wurden Vorkitzungen zu Kaffeekränzchen und Vereinen anberaumt, und man hatte dieses Mal keinerlei Zeit, die Kleiderfrage, den Kuchen, die Schlagsahne, noch die Güte der Weine und Zigarren oder die Politik zu besprechen, denn eine Tat von solcher Tragweite, wie die des jungen Steffen, erforderte alle Aufmerksamkeit.

Das Kaffeekränzchen von Frau Baurat Peters, einer Tante des jungen Mannes, war dieses Mal überbesetzt.

Die Damen waren in erregter Stimmung. Frau Baurat versuchte, ein möglichst getreues Bild „dieser Person“ ihren Zuhörerinnen zu übermitteln. Die Damen dankten ihr die Mühe durch neugierige, entzückte Ausrufe. Und man wußte nicht, sollte man erschauern vor der Schlichkeit des braunen Weibes, das es verstand, einen so braven Menschen, wie Steffen, einzufangen, oder vor der großen Raubtät des armen Opfers. Man gab Frau Baurat gute Ratschläge, durch die sie auf den Neffen einwirken könne. Die Damen hatten alle schon irgend einmal von ähnlichen Fällen gehört oder gar gelesen und waren beschlagen. Man bedauerte die Tante des jungen, unerfahrenen Menschen ungemein, und beglückwünschte sich im stillen, daß der eigenen Familie derartig Unangenehmes erspart blieb. Und man fieberte vor Ungebuld, den Hochzeitstag zu erleben.

Aber damit fing dann die Enttäuschung der Stadt erst recht an, denn die Trauung fand in aller Stille statt.

Auswärtige Freunde Wanders waren keine Trauzeugen.

Niemand war zur Hochzeit gebeten, nicht einmal Tante Baurat.

Aber die Stadt wollte die Ausstattung der Braut sehen. Diese war nicht, wie man erwartete, in einem der guten, hiesigen Schneiderateliers angefertigt, sondern aus der Reichshauptstadt bezogen worden. Und die neue Einrichtung des Hauses lieferte ebenfalls eine auswärtige Firma.

Und als man am Hochzeitstage, so um die Zeit, da der Wagen die Neuvermählten von der Trauung hätte nach Hause bringen müssen, an Wanders Villa vorbeipromeniierte, konnte man hören, das junge Paar säße vielleicht schon im Zuge nach Italien.

„Aber sie muß doch noch im Brautkleid gewesen sein!“ entrüstete sich die kleine Frau Doktor Stübel.

Zu diesem Moment kam, hochrot vom schnellen Gehen, Frau Baurat Peters.

„Denken Sie nur, meine Damen,“ rief sie, „mein Neffe hat mich eben angerufen! Hören Sie...“

Weiter kam sie nicht, denn die erstaunten Ausrufe der sie umdrängenden Damen verhinderten das Sprechen.

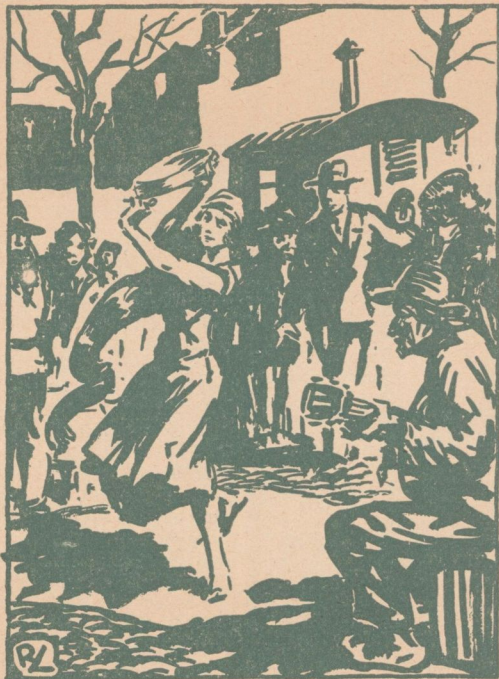
„Er hat Sie angerufen, gnädige Frau?“

„Was wollte er denn?“ — „Hat denn bei der Trauung nicht alles geklappt?“ — „Ist der Zigeunerprimas vielleicht gekommen, um die Entlaufene zu holen?“ meinte die vorwitzige Frau Doktor Stübel.

Frau Baurat warf ihr einen zurechtweisenden Blick zu, die kleine Frau senkte die Augen.

Es entstand eine peinliche Stille. Frau Baurat bemühte sie, um weiterzuberichten.

„Also, meine Lieben, mein Neffe und die junge Frau lassen sich Ihnen empfehlen. Ich denke, meine Damen,“ sprach sie, ernst um sich blickend, weiter, „wir wollen dem Jungen diese... diese Heirat nun nicht weiter nachtragen. Geschehen ist geschehen. Sie alle haben ihr möglichstes getan, um ihn von dem Unüberlegten fernzuhalten. Wir alle, meine Damen, brauchen uns nichts vorzuwerfen. Aber Jugend ist Jugend. Hoffen wir, daß meinem Neffen nichts Nachteiliges aus dieser Verbindung entsteht.“ Sie atmete auf und fuhr fort: „Nun, meine lieben Freundinnen, soll ich — in seinem Namen — Sie zu heute abend zu einem Hochzeitschmaus bitten und an seiner Stelle die Gäste empfangen.“



Man erinnerte sich noch sehr genau des Tanzes auf dem Marktplatz.

Ob diesem ihr zugeordneten Ehrenamte hob sich ihre Stimme merklich: „Und ich glaube, keine Absagen zu erhalten!“

Die jüngeren Damen fanden es äußerst interessant, und so ließen die älteren ihre Einwände beiseite.

Am Abend waren sie vollzählig da und hielten, da die junge Frau, der Stein des Anstoßes, fehlte, mit ihren Meinungen nicht zurück, vergaßen darüber jedoch nicht, sich Speisen und Getränke vortrefflich munden zu lassen.

Trotzdem fand man, daß man die junge Frau, käme sie von der Hochzeitsreise zurück, wohl ihre Nichtzugehörigkeit zur Gesellschaft fühlen lassen, aber sie immerhin dulden wolle.

*

Als Steffen und Maya nach etwa einem Jahre nach Hause kamen, versuchte man denn dies auch, doch gelang es der Klugheit und dem Temperament der jungen Frau stets, ihre Angreifer so lächerlich zu machen, daß man aus Angst für das eigene Ansehen rasch von dieser Methode abließ.

Maya amüsierte sich dabei köstlich. Sie und ihr Gatte waren restlos glücklich. Maya liebte ihn sehr. War dankbar für das Leben, das er ihr bieten konnte.

Wie vieles hatte sie in diesem Jahre gesehen und gelernt. Ihr, dem wilden Nomadenkinde, behagte die Ruhe des schönen Lebens.

Steffen hatte manchemal gefürchtet, der angeborene Wandertrieb seiner Liebsten würde ihm hin und wieder Sorge machen. Aber die Liebe schien alles übrige vergessen zu machen.

Schön war es, wenn die schlanke, braune Frau tanzte, für ihn tanzte, ganz für ihn.

In dem kleinen Gartenfaal hatte sich Maya ihr eigenes Reich gebaut. Blau waren die Wände, und mit blauen Teppichen der Boden belegt. Welch eine Wonne für Steffen, den tanzenden Körper in dieser Symphonie von Blau zu sehen.

Wie schön auch waren die Stunden, wenn Maya ihre kleinen Lieber sang. Eines liebte ihr Gatte vor allen. Abend um Abend sang sie es ihm, während sie sich im Tanze wiegte:

Weißt du noch, Liebster,
als wir da draußen
auf glänzenden Pferden saßen?

Weißt du noch, Liebster,
wie du am Feuer
nicht mehr wußtest, tanzen die Flammen,
oder sind es die roten
Röcke der Liebsten?

Sei doch, Liebster!
Es war Maya, die braune,
die bog sich, dir zu gefallen.
Kam erst in deinem Arme,
die Ärmste, wieder zur Ruh . . .

Schön war das Leben. Schön war die Frau. Aber die Damen haßten das schlanke Geschöpf, denn es war schöner und klüger als sie.

Und als sie merkten, daß ihre Männer es gar nicht verkehrt fanden, daß Steffen die Zigeunerin zur Frau genommen, zeigten sie ihr den Haß.

Maya lachte, und Steffen lachte, und sie blieben für sich.

Keine Einladung nahmen die beiden mehr an. Immer mehr steigerte sich die Wut gegen die fremde Frau.

Tante Baurat hatte verschiedentlich versucht, Steffen auf das Unfeine des Benehmens aufmerksam zu machen. Steffen sagte ihr einige lebenswürdige, aber notwendige Wahrheiten.

Maya ließ sie, um sich vor ihren Ueberfällen zu schützen, nicht mehr vor. — Die Damen waren in heller Wut. —

*

Und dann starb Maya, kaum zwei Jahre nach der Hochzeit, bei der Geburt der kleinen IJa. Soll man den Schmerz beschreiben, der über Steffen lag? Soll man die Nächte zählen, in der er nach der geliebten Frau gerufen? Soll man die Wege zählen, so oft, wie Steffen sie gegangen, zum Grabe der braunen Frau, um zu weinen nach ihr?

Aber dann war IJa da.

IJa, dieses winzige Kind, das seine beiden Häufchen immer auf die Augen legte, als wolle es ihnen wehren, des Vaters Leid zu sehen. IJa, die in einem weißen Bettchen lag, ruhig, über die die Kinderfrau sich nicht genug wundern konnte, denn nie noch hatte ihr ein Kind so wenig Arbeit gemacht wie dieses. Selten, daß man sein Stimmchen hörte. Aber wie sie sich bewegte, wie sie sich

geringelten Löckchen waren es, in denen Steffen Maya wieder fand. Oft saß er lange bei dem Kinde, und behutsam strichen seine Hände über dessen Haar. Und so kam ihm langsam, langsam die Freude an IJa. Er beobachtete, wie sie wuchs, wie sie das Mündchen zum Weinen und Lächeln verzog, wie sich das Näschen kraufte, wie die Händchen auf Entdeckungsfahrten ausgingen, wie die Füßchen versuchten, das leichte, aber doch so arg lästige Oberbettlein wegzuschieben. Immer fand Steffen Neues an IJa zu bewundern.

Und während er versuchte, durch IJa wieder neue Lebensfreude zu erringen, berieten die Damen, daß der Tod Mayas im Grunde eine sehr glückliche Lösung für Steffen sei. Auch würde man, falls er sich besinnen und um die Hand einer Tochter anhalten sollte, den Armen nicht abweisen. Das Kind der Zigeunerin könne man in einem Institut erziehen lassen und ihm damit mehr als gerecht werden.

Aber dieses Kind, das man mit einer Geste wegschieben zu können vermeinte, dieses Kind war der Mittelpunkt in seines Vaters Leben geworden. Es war der Anfang und das Ende seiner Gedanken, seiner Arbeit und seiner Liebe.

Zuerst wurde dies in der Stadt nicht so beobachtet. Als man es aber zu bemerken anfing, da baute sich um das kleine Geschöpf ein Wall erheuchelter Teilnahme und Fremdschick auf.

Man suchte durch das Kind zum Herzen Steffens zu gelangen.

Die jungen Mädchen spazierten stundenlang auf der großen Allee, bis die Kinderfrau mit IJa erschien. Der Wagen des Kindes wurde geradezu belagert.

Man steckte der Frau Psalmen und Schokolade zu und ließ dann während des Gespräches so nebenbei verlauten, daß es Herrn Wander sicherlich eine Freude sei, zu hören, wie man sich um das liebe Kleinkind bemühe.

Später brachte man dem Kinde Puppen und Spielzeuge.

Steffen konnte jetzt fast jede Woche dem Kinderhort eine ganze Anzahl schöner Spielzeuge zukommen lassen, denn seine Tochter sollte mit diesen, aus so ganz anderen Gründen gemachten Geschenken nicht spielen.

Die Kleinen im Kinderhort jauchzten, wenn der Onkel kam, und Steffen machten die Buben und Mädchen in ihrer Drolligkeit und Anhänglichkeit viel Freude.

Sehr dankbar aber waren ihm die Hornrinnen, denen er durch die Geschenke das Behüten der Kleinen erleichterte.

Die jungen Mädchen aber wetteiferten untereinander und achteten genau darauf, wer jeweils das schönste Spielzeug der kleinen IJa brachte; jede war darauf bedacht, das Geschenk der anderen zu übertrumpfen.

Nie noch war der Spielschrank des Kinderhortes mit so vielen und solch schönen Spielsachen gefüllt gewesen.

Es ging so eine ganze Weile hin, doch Steffen, dem dies Treiben in seiner Trauer um Maya ab und zu ein Lächeln abzwang, schien sich für keines der jungen Mädchen zu interessieren.

(Fortsetzung folgt.)

Silvestergedanken / Von Josef Stollreiter

Silvesternacht — da geht man durch die große, geheimnisvolle Stille. Der Schnee glitzert und flimmert, als wären alle Wärdchen zu diesem Flimmern und Leuchten geschmolzen und herzbeugend-weit geflossen über der Mutter Erde heiligen Leib. Die Bäume stehen wie verzaubert, unwirklich und weiß, und werfen blaue, gespenstische Schatten in die Landschaft. Das Rinnen von Wasser über den Ästen ist gestoben, und das Rauschen und Rannen der Wipfel ist irre geworden bis zum Stöhnen und Wehzen.

Zeit aufgehoben, darin die große, gigantische Ode der Menschheit geschrieben ist mit flammenden Sternennamen auf glänzend saphirenem Grunde — und immer jedes einzigen Sternes Geschöpfe haben das ganze Buch leuchtend vor sich, und es fehlt nur das winzige eigene Zeichen darin.

Und über allem und in allem der ungeheure, grenzenlose Atem des Schöpfers, der über Sterne gütestrahlend hinweglächelt und in Sternensystemen denkt.

Wir Menschen aber stehen und lachen hinaus und fragen die Unendlichkeit nach dem Jahre, das sich vor unserem kleinen Schauen gewichtig aufstut, das uns das Unerhörteste bringt, das uns vergöttern und vernichten kann — und doch ist dieses lange, lange Jahr da draußen tausendmal winziger als das elendeste Staubkorn, das, keinem Auge sichtbar, mit den Lüften irrt. Und dennoch wird der Staub der Erde sein Geistes überleben und durch die Unendlichkeit wallen und einen anderen Stern suchen, den nach Atomen dirstet. Und da wandert vielleicht auch unser Menschenstand mit hinaus und irrt über zu anderen Systemen, in der unbegrenzten Schale des Schöpferatems gesegnet und geborgen, denn unendlich und unsterblich ist alles, und der Tod nur ein Zerbild, ein finsterner, qualender Fiebertraum, der sich hämisch von Geschlecht zu Geschlecht vererbt wie das Leben selbst.

Alles, was war und wird, ist seit Ewigkeit — nur die Form wechselt, und über diesen Wechsel schrieb die Unwissenheit das entsehlteste Wort, die größte Lüge seit Menschengedenken: Tod.

Zeit jenen Zeiten glauben wir, zu sterben, und zerhaben die Regenbogenpaupe unserer Menschenform in Jahre, haben zu haften, zu rasen begonnen, haben uns selbst ausgehoben aus dem Garten Eden, das Gold zur Gottheit erhoben, um zu sinken, tiefer und immer tiefer zu sinken.

Und immer, immer noch liegt das goldene Buch des Himmels aufgeschlagen vor unseren Augen, der Schöpfer selbst lehrt uns lesen darin und unsere eigene Unendlichkeit erfassen — wir aber vergraben uns in steinernen Häusern und wissen nichts anzufangen mit der majestätischen Lyrik der Unendlichkeit, die uns zu Häupten, in ewigen Flammenlettern leuchtend geschrieben steht.

Silvesternacht: Ewigkeit, wir grüßen dich! — Lächelnd nimmst du unser schicksalvolles Staubkorn „Jahr“ in die Hand und gibst es den Winden. Ob sie es tragen oder sinken lassen — ist nicht einmal wichtig.

Dennoch spürt auch der vermauerste Alltagsbürger den Hauch der Ewigkeit in dieser Nacht. Ein Sekundenwissen wallt, blüht in ihm auf, er fühlt sich dem Unendlichen näher, den er sonst, aus Bequemlichkeit vielleicht, so gern leugnen mag.

Und doch tauchen wir aus der Unendlichkeit zurück in die Stunde, erheben den Kelch mit dem roten, flammenden Blute unseres Sternes den Geistern entgegen, die hoch über uns flimmern und lauten, und rufen, eins mit der ganzen, urreichigen und urreisenden Schöpfung: Jahr des Glückes oder Jahr des Jammers, was du auch sein magst — wir grüßen dich! Wir haben wohl bessere oder schlechtere gesehen als dich — darum ist unser Gruß wie Erinnerung an eine Heimat oder eine langverlorenen Geliebte, an einen Tag, der uns Leib und Seele grausam zerhaben oder uns Ewigkeitswissen mit vollen Händen gegeben hat.

Wenn wir auch Staub sind, so tragen wir doch das Bewußtsein der Ewigkeit in uns, das Wissen, daß in der Schöpfung auch kein Staubkorn zu vergehen vermag, und daß die große, ausgleichende Gerechtigkeit in der Ewigkeit aller Dinge und aller Wesen ruht.

So gehen wir im Angesichte Gottes hinein in das neue, geheimnisvoll verschleierte, schicksaldurchzuckte Jahr. Möge es vor allem ein glückliches sein!

Neujahrsgruß

Don Hans Gäsger

Ich grüße dich, du junges Jahr,
das sich zur Erde niederschwingt
und unserm wintermüden Herz
die leisen Hoffnungslieder singt.

Wir wissen nicht, was du verbirgst
in deiner schon geschloss'nen Hand.
So sei denn unser suchend' Aug'
dir voller Hoffnung zugewandt.

Wer weise und bescheiden lebt
in dieser hastgepeitschten Welt,
der weiß gewiß, daß Einer ist,
der hoch in seinen Händen hält

die Lose, die das Jahr uns wirft,
ob sie nun hell, ob dunkel sind,
ob sie wie Sturmwind uns umweh'n,
ob sanft wie Linder Frühlingswind.

Ich grüße dich, du junges Jahr,
du Bote aus dem ew'gen Licht.
Ich grüße dich und weiß gewiß:
der dich gesandt, verläßt uns nicht!

„Lo ha...“ / Kriminal-Roman von Erich von Doff

(Einführung)

Ich bin dem Gericht eine umfassende Erklärung schuldig. Am Tage des Mordes, etwa eine Stunde nach der Tat, erschien Lothar Stolten in meinem Büro in der Person eines Henry Dodson. Er stellte sich als amerikanischer Detektiv vor, den Walter Stolten zu seinem persönlichen Schutz nach Deutschland gebeten hätte. Dieser Henry Dodson legte mir ein Schreiben vor, in dem Walter Stolten ihn gebeten hatte, zu kommen. Der Brief war mit der Maschine geschrieben. Die Unterschrift war zweifellos echt — wahrscheinlich hat Lothar Stolten sich gelegentlich einmal diese Blankounterzeichnung von seinem Onkel erbeten und dann den Brief nachträglich geschrieben. Ein zweiter Brief warnte Walter Stolten, eine eheliche Verbindung seiner Pflegetochter mit ihm, Lothar Stolten, zu fördern. Ich fiel auf diesen Schwindel glatt herein. Mir kam dieser Henry Dodson allerdings nicht ganz unbekannt vor. Aber auch das konnte er mir begründen. Er erzählte mir, daß er sich bereits seit einem halben Jahr in der Nähe Walter Stolten's aufhalte, und so auch mir schon wiederholt gegenübergetreten sei, allerdings stets unter einer fremden Maske.

(Nachdruck verboten.)

Er bewies mir das auch durch einzelne Details, die sich in meiner Gegenwart im Stolten'schen Hause abgespielt haben. Dann erfuhren wir von der Tat. Und dann begannen die Untersuchungen. Lothar Stolten ging nun systematisch vor. Als Henry Dodson suchte er Fred Lasker der Tat zu verdächtigen, während er als Lothar Stolten ihn nur der Mittäterschaft verdächtigte. In meiner Ueberzeugung, in Henry Dodson wirklich den Beschützer des Ermordeten vor mir zu haben, stellte ich mir noch eine eigene Falle, in die ich auch tatsächlich selbst hineinfiel. Auf der Suche nach dem Mörder in Bekanntenkreisen des Ermordeten, stieß ich auf einen ehemaligen amerikanischen Schauspieler, bei dem mir verschiedene Einzelheiten beachtenswert erschienen. Ich glaubte, hinter diesem Manne hätte sich Henry Dodson das vergangene halbe Jahr hindurch verborgen. Lothar Stolten hatte das bald aus Fragen, die ich über diesen Mann an ihn richtete, herausgefunden; und so gab mir Henry Dodson zu verstehen, daß ich vielleicht gar nicht so unrecht haben könnte. Das war ein böser Reinfall. Ich gebe das offen zu. Ich hätte mir sonst Gedanken machen müssen, wo hat

Henry Dodson gewohnt, bevor er die Pension in der Hubertusallee bezog. Zweimal allerdings tauchte in mir ein leiser Verdacht gegen Lothar Stolten auf, allerdings nur der Verdacht, er und Henry Dodson könnten ein und dieselbe Person sein. Einmal bestand dieser Verdacht zu unrecht. Die schwarze Brille, Lothar Stolten muß eine solche Brille tragen. Was mir Henry Dodson in dieser Beziehung sagte, war die Wahrheit. Daß Lothar Stolten als Henry Dodson keine Brille trug und auch nicht tragen konnte, hätte unter Umständen seinen Augen sehr schaden können. Er erschien deshalb auch zumeist erst in den Abendstunden als Henry Dodson. Ein zweites Mal wurde mein Verdacht wachgerufen, als ich einmal Lothar Stolten beobachtete, wie er die Zigarre am Rand eines Aschenbechers abstrich. Er tat dies in genau derselben nervösen Weise, wie ich es schon einmal gesehen hatte, und zwar bei Henry Dodson, als dieser mich am Tage des Mordes aufsuchte. Als ich dann in der letzten Verhandlung gegen Fräulein Charlotte Stolten durch Henry Dodson jene Fragen erhielt, die dem Prozeß eine so sensationelle Wendung gaben, stand es für mich fest: Hier will jemand systematisch Fred Lasker zum Mörder machen. Wer konnte das sein?! Wieder ging es mir durch den Kopf: Lo ha — Lo hat. Dann fragte ich mich: Warum soll es heißen: Lo hat? Konnte dieser Endbuchstabe nicht ebenfогut ein anderer sein. Und dann wußte ich es plötzlich: Lothar — Lothar Stolten. Eine briefliche Anfrage in New York brachte mir die Mitteilung, daß es dort tatsächlich einen Privatdetektiv namens Henry Dodson gab, daß dieser auch dem Ermordeten nicht unbekannt war, daß er sich aber auch jetzt in New York befinde, noch nie in Europa gewesen sei und kein Wort Deutsch könne. Das Zigaretten-Entzi nahm mir dann den letzten Zweifel.

Dr. Binder machte ein kurze Pause, warf einen kurzen Blick auf Lothar Stolten und fuhr dann fort:

„Ich möchte nun noch auf die Motive zur Tat und auf die Tat selbst zu sprechen kommen.“

Fräulein Charlotte Stolten wurde von Lothar Stolten geliebt. Auch Fred Lasker liebte sie. Das junge Mädchen stand damals zwischen den beiden Männern. Lasker merkte bald, daß Fräulein Stolten ihm mehr gewogen war als Lothar. Lasker wußte auch, daß dieser den Onkel hinter sich hatte. Er mußte also diesem Lothar Stolten etwas nachweisen können, damit das junge Mädchen gegen alle seine Angriffe gefeit war. Und es war gar nicht so schwer, etwas Derartiges zu finden. Lothar Stolten war ein Betrüger. Er hat den Onkel einmal um fünfzehntausend Dollar betrogen, Fred Lasker wußte das aus Amerika. Der Kriminalbeamte, der Lothar Stolten vor dem Gefängnis bewahrte, war eben jener Henry Dodson, der dann Privatdetektiv wurde. Das alles hat mir der falsche Henry Dodson selbst erzählt, nur verschwieг er mir den Namen des Betrügers. Diese Betrugsgeschichte erfuhr nun Fräulein Charlotte Stolten von Fred Lasker. Die erhoffte Wirkung blieb nicht aus. Fräulein Stolten sagte sich völlig von Lothar los. Aber ihrem Vater sagte sie nichts von dem tatsächlichen Grund ihres Verhaltens. Sie wollte Fred Lasker nicht schaden.

Ich habe dieses ganze Vorspiel, wenn man es so nennen will, erst vor wenigen Tagen von Fräulein Stolten selbst erfahren.

Schließlich entstand das neue Testament. Lothar Stolten wußte genau, daß Charlotte auf die Millionen des Vaters verzichten und Fred Lasker heiraten würde. Wenn es also schien, als hätten Fred Lasker oder Charlotte Stolten die Abfassung des Testaments, das ihnen die Millionen raubte, verhindern wollen, so war das tatsächlich nicht der Fall. Dagegen hoffte Lothar Stolten noch immer auf die Millionen, die aber auch für ihn endgültig verloren sein würden, wenn Walter Stolten das beabsichtigte Testament

tatsächlich machen würde. Dieses Testament mußte er also abändern. Und so reifte in ihm der Plan, Walter Stolten zu ermorden und die Tat so auszuführen, daß man Fred Lasker der Tat beschuldigen würde.

Und nun die Tat selbst. Lothar Stolten war mit den Verhältnissen im Stoltenischen Hause wohl vertraut. Er wußte, daß der Onkel und Fred Lasker die beiden gleichen Waffen hatten, er wußte, daß Walter Stolten die seine in der Schublade seines Nachtschranks zu liegen hatte, er wußte, daß an jenem Tage das Hausmädchen ausgehen würde, er wußte auch, daß Walter Stolten an diesem Nachmittag eine Auseinandersetzung mit seiner Tochter haben würde, und er wußte endlich, daß sich dieser Auseinandersetzung Fred Lasker und Charlotte Stolten treffen würden.

Lothar Stolten wird also an diesem Tage rechtzeitig die Stoltenische Villa aufgesucht und von einem geeigneten Platz im Park aus das Haus beobachtet haben. So sah er das Dienstmädchen fortgehen, sah, wie Fred Lasker sich mit einem Buch auf eine Bank im Park setzte, und sah dann schließlich Charlotte Stolten ebenfalls in den Park gehen.

Jetzt war für Lothar Stolten der rechte Augenblick gekommen. Er schlich sich in das Haus, betrat das Zimmer des Sekretärs Fred Lasker, suchte erst vergeblich im Nachttisch nach dem Revolver, fand ihn dann aber im Schreibtisch und ging zu dem Onkel hinunter. Walter Stolten wunderte sich gar nicht weiter über das plöbliche Erscheinen des Neffen. Er saß am Schreibtisch, im Begriff, das neue Testament aufzusetzen.

Lothar Stolten stand vielleicht wenige Augenblicke dem Ahnungslosen gegenüber, hob plötzlich die Waffe, schrie und stürzte davon.

Lothar Stolten rechnete damit, daß erst Fred Lasker zu Walter Stolten zurückkehren würde. Er hat alles gut vorausberechnet. Er hatte nicht einmal die Handschuhe ausgezogen, sonst wären vielleicht auch seine Abdrücke an der Waffe zurückgeblieben.

Zwei kleine Rechenfehler waren aber doch in diesem furchtbaren Exempel. Lothar Stolten glaubte, die Waffe Walter Stolten befände sich im Nachtschrank in dessen Schlafzimmer. Sie mußte dort liegen. Und warum? Weil sie hier den Polizeibeamten in die Hände fallen sollte, als Beweis, daß mit dieser Waffe nicht geschossen worden war.

Und wenn sie hier gefunden worden wäre, aber nicht von den Beamten der Polizei, sondern von Fred Lasker? Denn wir wissen, daß Fred Lasker nach dieser Waffe forschte. Auch damit hatte der Mörder nicht gerechnet.

Und noch etwas konnte Lothar Stolten nicht voraussehen: Lo ha —

Zwei Schüsse krachten kurz hintereinander. Erschrocken fuhren alle Anwesenden zusammen.

Was war geschehen?

Lothar Stolten hatte in einem Augenblick, als er sich unbeobachtet wußte, auf Dr. Binder geschossen, sein Ziel aber glücklicherweise verfehlt. Dann hatte er die Waffe gegen sich selbst gerichtet.

Dem Gericht blieb es erspart, ein Urteil zu fällen.

*

Fred Lasker kehrte nach Amerika zurück.

Wenige Wochen später aber, wenn in den Korridoren der Gerichte zwei Anwälte zusammentrafen, konnte man oft die Bemerkung hören: „Haben Sie schon gehört? — Der Kollege Binder — sechzig Millionen für eine Verteidigung und die bildschöne Klientin dazu — fabelhaftes Glück! — Nicht wahr?“ —



um neuen Jahre
Mit neuem Mut
Zu neuem Schaffen
Vorán aus eigener Kraft
durch **Sparen**

Stadtsparkasse Nebra a/U.



Nebruer Anzeiger

Politische Silvestergedanken.

Wie der Kaufmann das Ende des Jahres benutz, um die Bilanz seiner Geschäfte aufzustellen, und aus den errechneten Zahlen sowie aus den konjunkturrellen Erfahrungen einerseits das Fazit des verflissenen Jahres zieht, andererseits seine Erwartungen und vielfältig Hoffnungen für das kommende Jahr aufbaut, so pflegen wir auch auf andere Gebieten des Jahresende zu benutzen, um Bilanz zu halten. Es gibt eine Reihe solcher halb willkürlich, halb in Anlehnung an gegebene Erscheinungen eingeleitete Fiktionen des Daseins, die das Ziehen von Resultaten begünstigen, das Aufstellen von Ausblicken anregen, und merkwürdig: Trotz der unendlichen Wiederkehr des ewig Gleichen, trotz aller Enttäuschungen und zerfallenen Illusionen, immer wieder leitet im Menschen die Hoffnung auf. Immer wieder wird die Depression überwunden, immer wieder kommt das befreiende „Ja, es wird schon werden“. Wie das Ideal unmöglich wäre ohne eine ewige Melancholie — schon ein Wesenstheil des Ideals liegt in ihm darin, daß es nicht erreicht ist, kaum erreichbar ist, und ist es einmal erreicht, so wird eben ein neues Etwas an seine Stelle treten müssen, das mit der Begriff des Ideals sich wieder erfüllt — so gehört die Hoffnung zum Weitergang des Lebens, so ist sie unentbehrlich für alles menschliche Schaffen und Wirken.

Sind auch die Hoffnungen, mit denen wir in das verflissene Jahr hineingegangen sind, bei weitem nicht zur Wirklichkeit geworden, ja, sind die meisten von ihnen zum Glück abgegangen, mit neuem Hoffen müssen wir in das kommende Jahr hineingehen, wenn anders der Zweck des Daseins sich bewahren und erprobliches Leben in der neuen Zeit sich aufstellen soll.

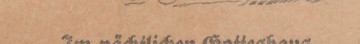
Zeit im Spätherbst des Jahres 1918 nach vierjährigen krieglichen Wirren die Nation niedergelegt worden waren, als allseits in den letzten Jahren die Erkenntnis zum Ausdruck gekommen, daß die Grundwunde, die mit dem Beginn des Weltkrieges entstanden, nicht im Hinblick auf den Schlachtfeldern nicht ihr Ende gefunden habe. Die Zeit, in der wir leben, gehört zu jener wenigen Epochen der Weltgeschichte, die man als revolutionäre Zeiten im tiefsten Sinn bezeichnen kann. Wir tennen solche Zeiten in der Geschichte aus der Epoche der Schöpfung des Christentums und des Untergangs der Welt des Altertums. Wir kennen sie aus der Napoleonischen Epoche. Und so schwer derartige Zeitläufte auch waren durch das unglückliche Verhängnis der Jahre über die Menschheit zu bringen pflegen, ihr Fazit war immer ein bedeutender Fortschritt auf dem Gebiete des menschlichen Geistes.

Welches Gute die unerhörten Geburtswehen, in denen der Welt in diesen Jahren wiederum windet, bereiten zu werden fördern wird, es liegt nicht im Bereiche des menschlichen Durchsichtungsvermögens, es vorauszusagen. Aber die Lehre von der Zweckmäßigkeit des Geschicks, die Lehre, daß eine höhere, zum Weilen aller irdische Kraft die Geschichte der Menschheit leitet, die Welt, die sie die großen Schöpfer aller Zeiten beleben muß uns die Kraft geben, auch ohne die Hilfe des Schicksals zu lernen, auszuhalten und zu leben. Lebende Materie zu sein, aus der das glückliche Bewußtsein der Zukunft hervorgehen wird, heißt nicht, daß wir nun mit der ergebenden Aufgabe Orientieren uns in das „Kosmos“, zu fügen, abgesehene Initiative hinzunehmen haben, das uns ins hereinbringt. Gewiß, das Karma, das Geschicklich jedes einzelnen von uns wie das der Nation wird sich erfüllen! Dem Menschen aber der Verstand gegeben, um im Bereiche seines Könnens mitzuwirken an der Entwicklung, um jeder an seinem Blase, den Teil der Allkraft, den er verkörpert, in die Mischale zu werfen für das allgemeine Wohl. Deshalb können und müssen wir ja hoffen, deshalb besteht der Beginn eines neuen Jahres für uns einen Augenblick der Selbstbegegnung, der Einfachheit und des Erwachens zu neuem Lebensmut.

Für uns Deutsche insbesondere wird es an der Schwelle des neuen Jahres heißen, zu erkennen, daß die Zeiten vorbei sein müssen, in denen wir jerrissen von inneren Kämpfen, erdrückt von einer Welt von Gegnern, die Grenzen des Weltgeschicks als Wegung an unser eigenes Leid führten. Für uns wird der Augenblick gekommen sein, uns darauf zu besinnen, daß jenseits des deutschen Lebens, jenseits der deutschen Grenzen die großen Weiten einer ganzen Welt liegen, die sich aus neue deutscher Takkraft und deut-



ein heilig Willkommen!
 Herzlichste du mit!
 In Ihm sei's begonnen,
 der Monde und Sonnen
 an blauen Gestirnen
 des Himmels bewegt.
 Du, Vater, Du rate!
 Lenk Du uns und wende!
 Herr, Dir in die Hände
 sei Anfang und Ende,
 sei alles geleht!



Im nächsten Gotteshaus.

Von Hans Gähgen.

Hoch über der Kirche auf den Straßen des Dorfes. Wandelnde Gestalten, von denen ein zuckendes Leuchten über die graue Fläche hingeb, streben der kleinen Kirche zu, die behäbig und in sich verankert am Wege steht. Schwer stapfen die Menschen, eingehüllt in Mäntel und Hüter, durch den schneefreien Schnee und treten ein in das niedrige Gotteshaus über dessen Pforte. Anno domini 1467 ist kein recht. Menschen der letzten Menschheit überzieht ein seltsames, fast heiliges Gefühl bei dem Gedanken, daß dieses stille Haus schon bald ein halbes Jahrtausend Menschen kommen und gehen sah, daß die Urwälter mit längst vergessenen und vermoderten Tugenden durch diese Tür gingen und pläuslich zum Alter emporstiegen.

Die Kirche ist in ein trauliches Licht gehüllt. Da und dort sind Kerzen auf die von Rom zerfessenen Bänke gestellt. Niemand hat verzögert, phantastisch verzerrt fallen die Schatten an die Wände und auf den fließenbelegten Boden.

Aber dem Altar erhob sich die Ranzel. Eine schlanke die Treppe, die der alte Pfarrer emporsteigt. Als er oben steht und die mächtige Pforte aufschlägt, ragt sein Haupt fast bis zum Firmament des Gotteshauses empor.

Er spricht das Wort des Tages, spricht von Leid und Sorgen, die das verflissene Jahr gebracht, erzählt aber auch von den stillen Blumen, die am Wege eines jeden stehen, an denen die weiten Wind vorüberhasten. Segen und Hilfe den kommenden Wenden erweist sein Mund. Stark und fröhlich, ungelesen, wie ein harter Baum, strebt der Gesang der Männer und Frauen zum Firmament empor, von wo das Auge Gottes ruhig und stet herüberblickt.

Gottschalk Ein Schritt zur Ewigkeit
 In abermals vollendet.
 Zu Dir im Fortgang dieser Zeit
 Mein Herz sich heilig wendet.

Langsam verhält der letzte Ton. Wie von unsichtbaren Händen aufgehoben, öffnet sich die Tür weit. Bedachtlich schreiten die Menschen hinaus.

Das erste Juden des neuen Tages leuchtet am östlichen Himmel auf.

Allerlei vom Jahreswechsel.

Von Dr. Augustin von Dergin.

Ein Weiser hat gesagt: „Hoffnung ist der Schleppepfer des Lebens“. Es ist wahr, mag es dem Menschen noch so schlecht gehen, immer wieder „hofft“ er, und dieses Gefühl treibt ihn vorwärts.

Es gibt Tage im Menschenleben, die ganz besonders dazu geeignet sind, dem Schicksal Fragen und Wünsche vorzulegen. Einer dieser geheimnisvollen Tage, wo der Aberglauben blüht, wo uralte Gebräuche wieder lebendig werden, ist der Tag der Winterinnenwende, die Silvesternacht, in der das alte und das neue Jahr sich die Hand reichen.

Was tut der Mensch nicht alles, um den unabbrücklichen Schleier der Zukunft zu lüften! Man sieht mit geschlossenen Augen mit einem Weiser in die Bibel oder in das Gelangbuch, und deutet sich aus dem getroffenen Spruch sein Schicksal, man wirft seine Schuhe über den Kopf und erhebt aus ihrer Stellung, ab man von ihnen erfahren muß oder nicht. Am schwersten aber haben es die betratschtigten Mädchen: Sie müssen hier greifen, mit verbundenen Augen herumlaufen und allerlei Spiegelfahren aufführen. Ein gewöhnlicher Hausvater muß unbedingt in dieser Nacht aus irgendeinem Brannen Wasser holen, wenn er es nicht tut, darf er sich nicht wundern, wenn Krankheit und Unglück bei ihm einziehen. Wer ganz besonders heiligdilig ist, der erlbt bei dieser Gelegenheit drei geheimnisvolle Gestalten. Es sind die Nornen, die Schicksalsgöttinnen der Germanen, sie wandern von Brunnen zu Brunnen und schöpfen Wasser, um die Weltliche, den alten Lebensbaum des Nordens, zu befruchten, damit er wächst und gedeiht.

Wer Geld verdienen möchte (wer möchte das heute nicht?), der nehme eine löblichwarme Kiste (siehe sie in einen Sack und binde diesen mit neunundneunzig Knoten zusammen. Dann trage man diesen Sack dreimal um eine Kirche, wobei man jedesmal an die Pforten klopf, beim dritten Mal wird der Teufel heranzukommen, man verbeuge sich höflich und frage ihn, ob er vielleicht einen Haken kaufen wolle? Der Teufel sagt immer ja (in diesem Falle) und bezahlt das mit einem Goldstück! Man besteige sich, so schnell als möglich, nach Hause zu kommen, denn wenn der Teufel die neunundneunzig Knoten aufgemaakt hat und den Betrag merkt, dann verhängt er das Goldstück auf rätselhafte Weise: erst in dem heiligen Schutze des Herdes ist man sicher, es nicht zu verlieren!

Mit dem Glodenschlage Mitternacht verschwindet all dieser bunte Spuk, und das „neue Jahr“ tritt näher und tritt auf den Plan: ein Buch mit sieben Siegeln. Wärf der Wind von Osten, gibt es viel Döl, von Süden viel Regen, von Westen viel Wind, von Norden Sturm und Kälte. Damit hat es keine prophetischen Kräfte erloscht, der Mensch lese zu, wie er weiter kommt.

Und nun beginnt das Wärfen! Die Gerte, zum neuen Jahr Geschenke und gute Wünsche den Nachbarn ins Haus zu tragen, ist uralte. Schon die Gräber der Pyramiden enthielten Symbole des Jahreswechsels. Man fand blaue, rötliche Färbungen mit der Aufschrift „die Blume erstleht sich und liehe ein neues Jahr“!

Bei den Römern gestaltete sich das Neujahrswunsch im Anschluß an die Saturnalien zu wahren Orgien, man gedachte, tanzte und maskierte sich. Den ganzen Tag empfing der Kaiser seine ergebene Untertanen, die ihm als Zeichen ihrer Treue kostbare Geschenke darbringen mußten, eine Belohnung, die derartig ausartete, daß sie schließlich verboten wurde. Berechtigt lichte man die Zeiten wieder heraufzuwachen, wo das einzige Geschenk Früchte und Zweige des Delbanes waren, die man im heiligen Haine der Strenia, der Göttin der Gesundheit, gebrochen hatte.

Es ist anmutig, an den Neujahrstagen der Kulturwelt die Stillgeschichte zu verfolgen, das gibt es zarte Kupfer und Goldmünzen aus der Zeit der Gotik und Renaissance, dochmalige Münzen des Barock, wo die ganze Zeitgeschichte dargestellt ist. Krone, Krone und was der können Dinge in diesen beiden Jahrhunderten mehr sind. Mit dem anmutigen Neujahrstagen erhebt der Neujahrswunsch voll annehmbarer Zukunftsbilder. Ein trauliches Neujahrstblatt stellt das Schlaraffenland dar: Berge von Silber und Gold, Seen aus Milch und Honig, Bäume, an denen Kleiber wackeln. Seine Glanzzeit erlebte der Neujahrswunsch, als Niedermettmann und Frau ihr kleines, behagliches Leben trifteten. Die mirablen Verhältnisse trieben die Wünsche ins Gigantische, was hatte man von seinem kümmerlichen Dasein, wenn man sich nicht in das Reich der Fantasie begibt?

Der große Adolf Menzel zeichnete in den dreißiger Jahren allerlei lächerliche Neujahrskarten, mit denen jeder Stand sich verhalten ließ. Auch auf die peinlichen Begleiterscheinungen des Jahreswechsels wurde da hingewiesen. Zwei elegante Damen luden das entfliehende Jahr, das mit selbstbewußten ihren Händen einschließen will, festzuhalten. „Zieh keine Schwärzen wieder ein“, jammernde sie, „und laß uns nicht in solcher Pein. Wer soll bezahlen um're Noten, wenn du dich hebelst zu den Toten?“ Ein ganzlich konzentrierter Styrger hielt hilflos daneben.

Warum 1929.

Zur Geschichte unserer Zeitrechnung. — Dionysius, der Gereinge. — Das Jahr 1.

Die Weisheit, daß auf das Jahr 1928 das Jahr 1929 folgen müsse, liegt demnach genau, aber hinter ihr steht die wichtigere und bedeutendere Frage, warum und woher dieses Tages die Idee aufgetaucht ist, das Jahr der Geburt Christi als das Jahr 1 zu bezeichnen. Es ist selbstverständlich, daß nach Christi Geburt erst ein langer Zeitabschnitt verstrichen mußte, ehe man sich darüber klar sein konnte, welche ungeheure weltgeschichtliche Bedeutung jene nächste Geburt im Sinne zu verstehen hieß. Zunächst bedurfte es eines halben Jahrtausends, um die volle Bedeutung dieses Ereignisses zu erkennen und die Chronik der Weltgeschichte danach einzurichten. Die weltgeschichtliche Zeit unternahm der römische Historiker Dionysius, mit dem Beinamen Etyanus, d. h. der Gereinge, ein Beinamen, den sich Dionysius aus christlicher Demut selbst beilegte hatte. Man weiß wenig, fast nichts Genaueres von ihm. Einigenmaßen fest steht nur, daß er um die Zeit, die später nach dem von ihm aufgestellten Zeitrechnungssystem als das Jahr 500 v. Chr. bezeichnet wurde, nach Rom kam, wo

